

Dieter Emeis

Der Glaube der Gemeinde und seine Weitergabe in der Katechese

Seit ungefähr 15 Jahren hat sich im deutschen Sprachraum das Doppelwort Gemeindekatechese eingebürgert. In ihm drückt sich die Einsicht aus, daß die Gemeinde vor der Aufgabe steht, ihre Glaubensgemeinschaft Menschen zu eröffnen, die in ihr heranwachsen oder als Erwachsene den Zugang zu ihr suchen. Diese Aufgabe kann die Gemeinde nicht dem schulischen Religionsunterricht überlassen (bei Erwachsenen schon gar nicht). Mit dieser Einsicht verbanden schon in den 60er Jahren vor allem Bruno Dreher und Adolf Exeler zwei Einzelperspektiven¹:

- Es kann wirkungsvoll Kindern in der Katechese nur vermittelt werden, was in der Gemeinde der Erwachsenen geglaubt, gelebt und gefeiert wird.

- Wo sich Gemeinden den Herausforderungen der Weitergabe des Glaubens an die nachwachsende Generation stellen, ist davon ein intensiver reformerischer Impuls zu erwarten.

Diese beiden Aussagen können nach den Erfahrungen der seitdem vergangenen Jahre zu dem Verdacht führen, daß die in dieser Zeit eher noch gewachsenen Schwierigkeiten in der Weitergabe des Glaubens mit Defiziten im Glauben der Gemeinden zusammenhängen. Viele Schwierigkeiten in der Katechese (und auch im Religionsunterricht) sind nicht eigentlich Schwierigkeiten der Weitergabe, sondern führen zu der Rückfrage, wo der Glaube in den Gemeinden so lebt, daß sich daran der Glaube Heranwachsender oder neu hinzukommender Erwachsener entzünden kann. Das Konzept der Gemeindekatechese wurde zwar in vielen Gemeinden angegangen; aber der davon ausgehende reformerische Impuls ergreift nur selten über den direkt beteiligten Kreis der erwachsenen Mitarbeiter hinaus weitere Teile der Gemeinde. Wirksamkeit der Katechese ist aber nun einmal nur dort zu erwarten, wo diese auf eine Gemeinde verweisen und in eine Gemeinde einführen kann, in der das überzeugend und anziehend gelebt, geglaubt und gefeiert wird, was die Katechese zu vermitteln sucht. Ähnliches gilt auch für den Religionsunterricht.

Die Problemstellung kann auch bewußt werden, wenn man die Wendung „Weitergabe des Glaubens“ daraufhin befragt, was in ihr „Glaube“ meint. Der Glaube der Kirche kann einmal verstanden werden als das, was in den Glaubensdokumenten – etwa im Apostolicum oder im Katholischen Erwachsenenkatechismus – niedergelegt ist. Glaube der Kirche kann auch verstanden werden als das, was

Christenmenschen in ihren Gemeinden trägt und treibt, was ihnen Lebendigkeit und Hoffnung gibt, was sie in ihrem Handeln, Leiden und Feiern hält. Der Glaube der Kirche ist nicht zuerst das, was in Büchern steht, sondern das Leben, das Menschenherzen ergriffen hat und in ihnen ist. Und dieser Glaube wird von Herz zu Herz weitergegeben. Eine Gemeinde kann darum nur den Glauben weitergeben, der in ihr lebt – natürlich in der Glaubensgemeinschaft mit den vielen anderen Gemeinden der Kirche, aus denen der Glaube einer Gemeinde dauernd Nahrung, Anregung und Kritik empfangen kann.

In unseren Gemeinden lebt Glaube der Kirche; aber er lebt dort nicht ohne Defizite. Und das Arbeiten an diesen Defiziten ist für die Weitergabe des Glaubens von ebenso großer Bedeutung wie die spezifisch katechetische Mühe um die Vermittlung. Im folgenden soll versucht werden, einige Defizite im Glauben unserer Gemeinden zu benennen, und zwar mit der Intention, einige Suchrichtungen, die im Doppelwort Gemeindekatechese enthalten sind, etwas näher zu beschreiben.

Überwindung der Stummheit

Sehr viele Christen in unseren Gemeinden haben keine Sprache für ihren Glauben². Eltern können mit ihren Kindern, Eheleute, Freunde und Pfarrgemeinderäte können miteinander über alles mögliche sprechen; aber es fällt ihnen sehr schwer, etwas mitzuteilen von der Geschichte, die sie im Glauben mit ihrem Gott haben. Es ist etwa an katechetische Mitarbeiter zu denken, die viele Jahre die Eucharistie in der Gemeinde mitfeiern und erst mühsam nach einer Sprache suchen müssen, wenn sie jungen Gemeindemitgliedern etwas davon sagen sollen, was diese Feier der Eucharistie ihnen bedeutet. Wir sind heute aufmerksamer für diesen Mangel an Sprache für unseren Glauben. Er ist aber nicht neu, sondern reicht weit in die Geschichte unserer Kirche zurück. Offenbar schon sehr früh kam es zu einem Verstummen weiter Teile des Gottesvolks. An den Gründen dieses Verstummens müssen Veränderungen ansetzen.

Es kam zu einer Trennung in unserer Kirche zwischen denen, die sprechen, und denen, die zu hören haben. In dem meistgesungenen Tauflied steht das Versprechen: „Ich will die Kirche hören.“ Das wurde und wird von vielen heute so verstanden: Die Kirche steht mir gegenüber, und ich habe glaubend anzunehmen, was sie mir sagt. Die nicht zum Lehramt gehörenden Christen konnten – vor allem durch die Praxis – nicht wahrnehmen, daß sie gemeinsam mit den anderen Christen und auch mit dem Lehramt diese Kirche sind, die es zu hören gilt, und daß sie darin etwas zu sagen haben, auf das auch das Lehramt zu hören hat. Glaubenssprache wurde so zur lehramtlichen Sprache. Das Gottesvolk wurde zum mehr oder minder weitgehend stummen Zuhörer.

Damit zusammenhängend verbreitete sich das oben bereits angesprochene Verständnis dessen, was mit „Glaube der Kirche“ gemeint ist. Dieser Glaube der Kirche erschien wie ein Gefüge von Glaubenswahrheiten, gefaßt in Glaubenssätzen, die das Amt zu bewahren und zu behüten hatte, um sie dem Volk zur gläubigen Annahme vorzulegen. Der Glaube der Kirche stand – etwas überzogen formuliert – schließlich in Büchern, wurde darin von Theologen studiert, die dann das Amt übertragen bekamen, den von ihnen studierten Glauben dem Volk zu vermitteln. Daß der Glaube der Kirche das ist, was in dem Gottesvolk geglaubt, gelebt und gefeiert wird, konnte von sehr vielen nicht mehr wahrgenommen werden.

Wie konnte es zu dieser Trennung zwischen sprechender und hörender Kirche und zu einem Verständnis des Glaubens der Kirche kommen, der dem Gottesvolk nur vorgelegt werden mußte, nicht aber auch schon in ihm war? Wir müssen den Verdacht zulassen, daß die skizzierte Entwicklung auch mit der Untreue gegenüber der Weisung des Herrn zu tun hat, unter seinen Jüngern solle es keine Herrschaft der einen über die anderen geben. Darum sollte sich ja bei ihnen niemand „Lehrer“ nennen lassen. Es gibt sicher ein Verständnis und eine Praxis des Lehrens als Dienst; aber ebenso sicher gab und gibt es ein Verständnis und eine Praxis des Lehrens als Herrschaft. Wo Lehre so praktiziert wird, daß sie die Belehrteten in Unmündigkeit hält, ihnen also den Mund nicht öffnet, damit sie selber sprechen und Autorität, Subjekt ihres Glaubens werden lernen, dort wird Lehre zur Herrschaft.

Wir müssen wohl auch wahrnehmen, was sich ereignet, als ganze Stämme und Völker durch die Taufe in die Kirche hineingenommen wurden, ohne daß die Vielen wirklich durch eine Bekehrung hindurch den Ruf zum Glauben annahmen und sich danach ganz neu als Glieder des neuen, von Gott zusammengerufenen Gottesvolks verstanden. Wie wenig die Völker des sogenannten christlichen Abendlands Volk Gottes wurden, wird vor allem darin deutlich, daß sie kaum weniger als zuvor und andere Völker ihre Kriege führten. Der Verdacht war begründet, daß das Wort des Glaubens in dem Volk, das sich da in seinen Pfarreien versammelte, noch nicht wirklich wohnte, daß also der Glaube der Kirche in ihm nur sehr anfanghaft Wurzeln geschlagen hatte und vom Volk kaum zur Sprache gebracht werden konnte. Nicht ohne Grund traute man also dem Volk nur sehr begrenzt seinen Glauben zu und war vor allem darauf ausgerichtet, ihn immer neu in es hineinzusprechen, ohne ihn auch im Volk selbst zur Sprache kommen zu lassen.

Für die Gemeinde als Subjekt ihres Glaubens – auch in Evangelisation und Katechese – müssen wir also nach Vorgängen des Sprechenlernens suchen. Katechese in der Gemeinde wäre als Sprachschule des Glaubens anzugehen³. Daß man das Sprechen nur lernt, wo man miteinander spricht, also in Gemeinschaft, ist selbstverständlich. Zu suchen ist also danach, wie Christen in Gemeinschaft

Sprache für ihren Glauben finden können. Sie sollen nicht Fremdsprache anderer übernehmen lernen, sondern ihre Sprache für ihren Glauben entwickeln. Da im Vorgang des Sprechenlernens nicht nur Worte gefunden werden für etwas, was ohne die Worte auch schon bewußt und geklärt da ist, soll Christen durch ihr Sprechen zugleich bewußter und klarer werden, zu welcher Hoffnung sie in ihrem Glauben berufen sind. Und das soll in einem gegenseitigen Dienst geschehen, in einem Austausch, in dem Glaubensgemeinschaft entsteht und der eine oder die eine mit seiner oder ihrer Glaubensgeschichte die Glaubensgeschichte des anderen oder der anderen stärkt, anregt und fördert. Nicht nur die Glaubensgeschichte der einzelnen soll im Blick sein, sondern auch die Frage soll verbinden, auf welchen Weg wir als Gemeinschaft des Glaubens von Gott gerufen sind.

Überwindung des moralischen Mißverständnisses des Evangeliums

Ein zweites Defizit steht wahrscheinlich mit dem bisher Gesagten in einem Zusammenhang: das weit verbreitete moralische Mißverständnis des Evangeliums. Sehr viele Christen sehen in ihrer eigenen Kirche vor allem eine moralische Institution, die Recht und Ordnung unter den Menschen schützt und stützt. Nun ist nicht zu leugnen, daß das Evangelium und die Moral sehr viel miteinander zu tun haben. Wie haben sie aber miteinander zu tun? Der Wille Gottes, den zu tun das Evangelium anruft, ist das, was als beste und tiefste Sehnsucht nach einem heilen Leben im Menschen wohnt. Und das Evangelium ruft in diesen Willen Gottes, weil Gott selber den Weg zu dem Leben, das wir im Grund ersehnen, neu eröffnet. Die Moral des Evangeliums belastet und beengt den Menschen nicht, sondern richtet ihn auf und ruft ihn in die Weite seines Lebens. Das Evangelium ist primär nicht eine Feststellung dessen, was gut oder böse, was dem Menschen erlaubt oder verboten ist; es ist zuerst ein Ruf in die Freude der Hoffnung auf Gottes nahegekommenen Frieden – und zwar an Menschen in den von ihnen erfahrenen Nöten und Ängsten. Das Evangelium ruft zuerst zum Glauben an Gottes heilende, befreiende, erneuernde Nähe, und dann gilt es, die heilende, befreiende, erneuernde Kraft Gottes in menschlicher Schwachheit zur Wirkung, zum Werk kommen zu lassen.

Worüber wir in unseren Gemeinden und für unsere Evangelisation und Katechese also sprechen lernen müssen, sind unsere Erfahrungen, wie unser Glaube mit unseren Freuden und Hoffnungen, Nöten und Ängsten zu tun hat, wie er unsere besten und tiefsten Sehnsüchte in uns freilegt und ihnen recht gibt, wie er den Traurigkeiten unseres Herzens immer wieder das Geschenk des Trostes gibt, wie er unseren Hunger nach größerer Gerechtigkeit und nach umfassendem Frieden in uns wach hält, wie er uns die schwere Frage des Leidens aushalten läßt im Vertrauen, daß unser Gott seine Antwort auch darauf hat.

Sprachschule des Glaubens in Gemeinde und Katechese meint also nicht, daß Christen lernen, theologische Sachfragen miteinander zu diskutieren. Es meint, daß sie einander mitteilen lernen, welches Geschenk ihre Berufung zum Glauben in ihren Freuden und Nöten ist, und daß sie miteinander danach suchen, was Gott von ihnen will, damit sie für andere in deren Freuden und Hoffnungen, Nöten und Ängsten Zeichen der machtvollen Lebensfreundlichkeit Gottes sind. Es geht um Prozesse des Glaubensaustauschs, in dem Glaubenswissen nicht primär als Sachwissen verhandelt wird (so wichtig auch eine Sachkunde des Glaubens ist), sondern als Lebenswissen, also als Gabe, die uns damit vertraut macht, wie wir zu unserem Leben kommen können und sollen⁴. Näherhin geht es um miteinander geteiltes christliches Heilswissen, das uns damit vertraut macht, wie wir in unseren zwischen Dunkel und Licht, Leben und Tod, Heimat und Fremde, Gefangenschaft und Freiheit ausgespannten Erfahrungen auf Licht und Leben, Heimat und Freiheit setzen dürfen und sollen, weil unser Gott uns aus Dunkel und Tod, Fremde und Gefangenschaft herausholt.

Suche nach gegenseitiger Lebensteilnahme

Schon im bisher Gesagten wird deutlich, daß Gemeinde als Glaubensgemeinschaft nicht im Gesamt unserer Territorialgemeinden zu realisieren ist, sondern die Bildung kleinerer christlicher Gemeinschaften erfordert. Dies kommt noch unausweichlicher in den Blick, wenn wir weitergehen und sehen, daß der hier angezeigte Glaubensaustausch nur in Räumen möglich ist, in denen Menschen gegenseitig an ihrem Leben teilnehmen in Mitfreude und Mitleid. Christliche Lebensgemeinschaften werden wir wohl höchstens ausnahmsweise bilden können. Bei der Desintegration unserer Lebensräume sind ja sogar Ehe und Familie nur noch partielle Lebensgemeinschaften. Wohl sind uns Gemeinschaften möglich, in denen Christen einander von ihrem Leben erzählen und Solidarität der Teilnahme praktizieren.

Zwei Beobachtungen können die hiermit aufgenommene Suchrichtung verdeutlichen. Zum einen finden Menschen in unserer Gesellschaft dort aus ihrer Anonymität und Beziehungslosigkeit heraus, wo sie sich in einer Not befinden, andere in vergleichbarer Situation suchen und Selbsthilfegruppen bilden. Zum anderen gibt es in unserer Gesellschaft vielerlei Formen von Geselligkeit, in denen eher Rollen gespielt werden, als daß man einander mit seiner Lebenswahrheit nahekommt, wo man sich also eher miteinander unterhält, als daß man sich miteinander freut und miteinander leidet.

Zu suchen wäre nach christlichen Gemeinschaften in der Weise von Selbsthilfegruppen in dem Sinn, daß darin zugelassen werden kann, wie es uns gar nicht mit allem rundherum gutgeht, wie uns manches bedrängt und traurig macht, wie wir

auch mit Gebrochenheit und Wunden leben. Nur für solche ist ja das Evangelium. Von Selbsthilfegruppen im strengsten Sinn des Wortes würden sich diese christlichen Gemeinschaften insofern unterscheiden, als die, die in ihnen zusammenkommen, sich nicht gegenseitig erlösen, sondern die Erfahrung austauschen, eine Kraft und Hoffnung zu empfangen, die sie dann miteinander teilen und füreinander fruchtbar werden lassen.

Gruppen dieser Art können Orte sein, wo Menschen an und mit anderen Menschen glauben lernen können. Sie können Orte sein, zu denen man Heranwachsende und Erwachsene, die durch evangelisierende Kontakte neugierig wurden, einladen kann: Komm und sieh! In vielen Gemeinden gibt es solche Orte – sehr oft unorganisiert und kaum wahrnehmbar; aber wir müssen doch zugestehen, daß der Glaube in unseren Gemeinden leidet unter einem Mangel an Koinonia. Wie Glaube und Leben zusammengehören, ist Glaubensgemeinschaft nicht möglich ohne gegenseitige Lebensteilnahme. Zugleich sind Mitfreude und Mitleid elementare Vollzüge christlicher Diakonie, also gelebten Glaubens. Wenn Katecheten und katechetische Gruppen sich auf den hier anvisierten Weg begeben, ohne daß die Koinonia in Kreisen der Gemeinde kontinuierlich gelebt wird, werden dort eher Träume erweckt, die später enttäuscht werden, als Räume eröffnet, in denen beginnende Glaubensgeschichten den Halt finden, den sie brauchen.

Erneuerung des zentralen Symbols der Gemeinde

Das zentrale Symbol der Gemeinde ist ihre Versammlung am Herrentag zum Herrenmahl. Wenn es so große Schwierigkeiten macht, auch gutwillige Heranwachsende an dieses zentrale Symbol heranzuführen und Identifikationsprozesse mit diesem Symbol anzustoßen und zu begleiten, dann muß die Frage gestellt werden, ob dies auch an der Weise liegt, wie sich konkrete Gemeinden am Herrentag zum Herrenmahl versammeln.

Es ist hier nicht möglich, den traditionsgeschichtlichen Hintergründen des heute in den Gemeinden verbreiteten Bewußtseins differenziert nachzugehen. Doch muß kurz vergegenwärtigt werden, daß die bis zu uns reichende Praxis vieler Jahrhunderte seit der Erklärung des Sonntags zum staatlichen Feiertag durch Konstantin christliches Feiern nicht nur ermöglicht, sondern ihm seine Identität auch erschwert hat. Aus dem Herrentag, durch den sich die Christen von ihrer Umwelt unterschieden, wurde der staatliche Feiertag, der allen verordnet war. Aus dem Herrenmahl wurde die Feier des Meßopfers. Die Verpflichtung zur Teilnahme an diesem wurde weitgehend individualisiert. In der Wirkungsgeschichte dieser Verschiebungen treffen wir nur selten – auch bei denen, die (noch) zur sonntäglichen Eucharistie kommen – auf das Bewußtsein, daß Zugehörigkeit zu einer Gemeinde heißt: dazugehören, wenn diese Gemeinde sich am Tag der Auferwek-

kung ihres Herrn zur Feier des Symbols versammelt, durch das sie als Gemeinde Jesu Christi dauernd aufbaut und erneuert wird. Und der Mangel an diesem Bewußtsein ist sicher auch in unserer Praxis begründet. Sehr viele unserer Sonntagsgottesdienste sind weniger Versammlungen christlicher Gruppen, Kreise, Ehen und Familien, die symbolisch zusammenfassen und mit neuem Geist erfüllen lassen, was sie alltäglich zu leben suchen, sondern Angebote zur Erfüllung einer – oft durchaus positiv verstandenen und freiwillig bejahten – Sonntagspflicht.

An dieser Stelle kann die Gefahr verdeutlicht werden, wie wir uns, wenn wir nur von Kirche und nicht von Gemeinde als konkreter Kirche sprechen, die heute wichtigen Fragen manchmal ersparen. Firmung etwa wird deklariert als vollkommene Eingliederung in die Kirche. Kirche ist nach dem apostolischen Glaubensbekenntnis fundamental Gemeinschaft der – oder am – Heiligen, also Eucharistiegemeinschaft. Dies muß noch nicht zwangsläufig aufregen, wenn solche Aussagen durch das Wort „Kirche“ ziemlich abstrakt klingen. Formuliere ich aber: Firmung ist die vollkommenere Eingliederung in eine Gemeinde, die sich fundamental als Eucharistiegemeinschaft bekennt, dann entsteht ein tiefes Leiden daran, daß so viele gefirmt werden, die überhaupt nicht vorhaben, zu der Gemeinde als Eucharistiegemeinschaft am Herrentag dazuzugehören. Und dieses Leiden muß in der Gemeinde die Frage auslösen: Wie können wir unsere Eucharistiegemeinschaft so feiern, daß Heranwachsende darum bitten, vollkommener da hineingenommen zu werden? Unter dieser Fragestellung haben wir wahrscheinlich unsere Liturgiereform eher vor als hinter uns.

Entwicklung eines Sendungsbewußtseins in der Gemeinde

Ein Defizit des Glaubens in unseren Gemeinden liegt darin, daß wir uns so wenig darüber austauschen und miteinander eine Vorstellung davon entwickeln, warum es uns als christliche Gemeinden in unserer Gesellschaft überhaupt geben soll. Unsere Gemeinden leiden unter einem Mangel an Sendungsbewußtsein. Dies hängt sicher damit zusammen, daß lange Zeit hindurch der Glaubensweg des einzelnen Christen als privater Heilsweg verstanden und gepredigt wurde – was er ja auch ist, aber zugleich mehr. Apostolischer Elan konnte in diesem Bewußtsein aus dem Verlangen erwachsen, auch andere Seelen zu retten, mußte aber erlahmen mit dem wachsenden Zutrauen, daß Gott Heilswege auch mit denen haben kann, die ohne Schuld nicht zur Glaubengemeinschaft finden. Eine Gemeinde kann nur dann evangelisatorisch werbend und katechetisch wirksam werden, wenn sie angeben kann, in welchem Sinn sie als Heilszeichen für die Menschen ihres Lebensraums von dem Gott ihres Glaubens gewollt und darum wichtig, sogar ganz wichtig ist. Wenn wir uns damit so schwer tun, ist das wohl ebenso der Grund für manche Ermüdungserscheinungen bei uns, wie das neue Leben etwa in der Kirche

Lateinamerikas davon kommt, daß sie mit der Perspektive der Befreiung zu ihrer Sendung gefunden hat.

Vielleicht ist unsere Situation zu komplex, um zu einer unsere Sendung gleichsam bündelnden Perspektive zu gelangen. Vielleicht müssen wir aber doch danach suchen – im Hören auf das Evangelium und auf die Zeichen der Zeit. Es ist nicht ohne Probleme, dazu theoretisch eine Vorstellung zu entwickeln; denn die Gemeinden selbst müssen in kommunikationsfähigen Gemeinschaften durch einen Prozeß des Glaubensgehorsams dazu finden, was ihr Gott von ihnen in unserer Zeit will. Sie selbst müssen danach suchen lernen im Mitleid und in der Mitfreude mit den Menschen ihres Lebensraums und in der Offenheit für das Wort des Evangeliums. Und dabei können auch spezifische Herausforderungen des Ortes wichtig werden, an dem die Gemeinde lebt. Es gibt ja nicht nur allgemeine Zeichen der Zeit, sondern auch besondere Zeichen der Ortszeit, die nicht nur Unterschiede in den großen Räumen etwa zwischen Lateinamerika und Westeuropa, sondern auch zwischen Gemeinden in ländlichen Gebieten mit hoher Sozialkontrolle und Gemeinden im anonymen Milieu unserer Satellitenstädte bedingen. Dennoch sei ein Versuch gewagt, der möglicherweise Suchbewegungen von Gemeinden inspirieren kann und einen Rahmen zeichnet, der ortszeitspezifisch auch unterschiedlich auszufüllen ist. Dieser Versuch könnte mit den „Bausteinen für eine Kirche der Zukunft“ vermittelt werden, die Paul M. Zulehner vorstellt, zum Teil Anregungen aufnehmend, wie sie bei Karl Rahner und Johann Baptist Metz zu finden sind: Mystik, Politik, Geschwisterlichkeit⁵.

Möglicherweise kann es dem Sendungsbewußtsein in unseren Gemeinden aufhelfen, wenn wir uns entschieden und kreativ als Zeichen des von Gott her angebrochenen Friedens im Sinn des biblischen Schalom verstehen und zu leben suchen. Der biblische Schalom umfaßt die Versöhnung des Menschen mit sich selbst und darin mit Gott als dem Geheimnis seines Lebens, heilende Vorgänge in den Beziehungen der Menschen untereinander in ihren kleinen und großen Lebenswelten, ein vertrauendes Zusammenleben der Menschen mit ihren Mitgeschöpfen in der Natur. Möglicherweise ist die Friedenssehnsucht in uns und unseren Mitmenschen das Zeichen unserer Zeit, auf das wir mit unseren Gemeinden im Glaubensgehorsam einzugehen haben – unsere Sehnsucht, mit uns selbst versöhnt zu leben, unsere Sehnsucht nach gelingenden, sinnvollen, wohltuenden Beziehungen in Ehe und Familie, Schule, Betrieb usw., unsere Sehnsucht nach wachsendem Vertrauen zwischen den Machtblöcken und Umkehr im Wahnsinn des Rüstungswettlaufs, unsere Sehnsucht nach einer Weltwirtschaftsordnung, die uns reiche Länder nicht länger entzweit von den armen, unsere Sehnsucht nach einer Technik, die uns nicht länger Feinde unserer Mitgeschöpfe sein läßt.

Vielleicht ist das unsere Sendung: Gott als den Anwalt der Friedenssehnsucht in uns Menschen zu entdecken, miteinander zu feiern und anderen zu verkünden; seine Versöhnung zu empfangen und darin die Kraft zu eigenem versöhnenden

Handeln; herrschaftsfreie Beziehungen zwischen Männern und Frauen und gewaltlosen Umgang zwischen Eltern und Kindern zu üben; nicht nur aus Angst vor drohender Vernichtung, sondern aus der Überzeugung von der Berufung der Menschen und Völker zur Einheit dem gegenseitigen Mißtrauen und seinen Folgen zu widerstehen; an der Überwindung der Fühllosigkeit gegenüber dem Weltsozialproblem in unserer Gesellschaft zu arbeiten; alle und alles zu fördern, was die Wunden in der Schöpfung heilen kann. Wenn Gemeinde so ein Bewußtsein ihrer Sendung im Glauben entwickelt, dann ist vielleicht auch zu erwarten, daß sich auch neue Chancen der Werbung für die Teilnahme an dieser Sendung in der Evangelisation und der Einweihung in diese Sendung in der Katechese eröffnen.

ANMERKUNGEN

¹ B. Dreher, A. Exeler, K. Tilmann, *Katechese und Gesamtseelsorge* (Würzburg 1966).

² Vgl. den eröffnenden Beitrag von A. Exeler in: *Theologie des Volkes*, hrsg. v. A. Exeler u. N. Mette (Mainz 1978).

³ S. W. Greulich, *Katechese als Sprachschule des Glaubens* (Diss. Münster 1982).

⁴ Vgl. D. Emeis, *Glauben lernen heißt leben lernen*, in: *Pastoralblatt* 36 (1984) 76–83.

⁵ P. M. Zulehner, *Das Gottesgericht. Bausteine für eine Kirche der Zukunft* (Düsseldorf 1987).